Fahrt ohne Ziel

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634998

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

abende oder -Nachmittage teilzunehmen. Aber immer waren Sie schon weg oder noch nicht da. Und so mußten Sie für mich das Mädchen aus der Fremde bleiben."

„Ich verstehe gar nicht, was Sie sagen. Aber wenigstens sind sie wieder, wie Sie damals waren. Nicht so..., so..."

„Wie denn?"

„So furchtbar liebenswürdig, so ballfreundlich, so komplimenterisch. Eben nicht so, wie Sie waren. Nicht so, wie im Schwanen beim Tanzen." Dem Pfarrer ging ein Licht auf.

„Fräulein Jorinde, kennen Sie den Vornamen des Herrn Zumbrunn?"

„Natürlich. Ulrich heißt er. Das hat er mir gut viermal eingeschärft."

„So löst sich das Rätsel. Lieber Zumbrunn, sagen nun auch Sie Ihren Vornamen."

„Ich heiße Andreas. Ulrich und ich sind Zwillingsbrüder." Jos Augen spiegelten ihre Verblüfftheit.

„Zwillingsbrüder? Das ist ja furchtbar." Pfarrer Koller und der Wanderer lachten.

„Warum denn furchtbar? Zwillingsbrüder gibt's in der Welt genug."

„Darum ist es furchtbar, weil ich mit einem Menschen gesprochen habe, von dem ich glaubte, er sei es, und dann war er es gar nicht", sagte Jo. „Das ist ja gespenstisch. Und was ich von Ihnen glaubte, habe ich dem andern gesagt. Und was ich ihn fragte, galt Ihnen. Das ist ja, als sei einer tot und wieder auferstanden und man wisse es nicht."

„So schlimm ist das nicht, Fräulein Jorinde", sagte der Pfarrer. „Und die Hauptsache ist, daß Sie es nun wissen und sich gewiß nicht mehr irren werden."

„Ach, vielleicht doch. Die zwei sehen sich zu ähnlich, und dabei haben sie beinahe dieselben Stimmen. Nur manchmal schien mir... Sind Sie musikalisch, Herr Zumbrunn?"

„Ja", sagte Andreas, „so viel, als mir möglich ist. Ich liebe die Musik."

„Und ist dieser Ulrich musikalisch?"

„Auch er." Jo schüttelte den Kopf.

„Ich dachte, ich hätte es gefunden. Ich dachte, Sie seien ein Freund der Musik und der andere nicht, und dieser Unterschied sei es, den ich auf Ihren Gesichtern sah. Also beide musikalisch. Und was spielen Sie? Cello?"

„Ja Cello. Und Ulrich Klavier."

„Das freut mich. Das ist recht, daß Sie Cello spielen und der Zwilling Klavier, und nicht umgekehrt. Cello hat ein Herz, aber das Klavier hat Tasten. Es hat etwas so Gefräßiges mit den vielen Zähnen."

„Sehr scheinen Sie das Klavier nicht zu lieben?"

„Lieben? ich kann's nicht leiden. Daran ist mein Lehrer schuld. Er hat mir einmal das Heft um die Ohren geschlagen, und seit zehn Jahren habe ich spielen müssen, und zu meinem letzten Geburtstag wünschte ich mir, daß ich aufhören dürfe."

„Durften Sie?"

„Ja, natürlich. Papa hat nur geseufzt und gesagt: Aus dem Geld könnte ich mir einen Fiat kaufen. Ich sagte, eigentlich müßte er mir noch Schmerzensgeld draufzahlen. Jetzt spiele ich nie mehr, außer mit Mama vierhändig: Die weiße Dame. Die hatte so etwas Gruseliges, und darum habe ich sie ganz gern gespielt."

„Haben Sie schon einen Künstler Klavier spielen hören?"

„Nein. Ich hatte genug an meinem Lehrer. Vielleicht, wenn Sie Klavier spielten und Herr Ulrich Cello, könnte ich mich zum Klavier bekennen. So aber nicht." Der Pfarrer, Zumbrunn und Anna-Maria lachten wieder.

„Nun weiß ich wenigstens Ihren Namen, FräuleinSteffen."

„Wie konnten Sie mich finden, wenn Sie meinen Namen nicht wußten?"

„Ich schrieb jedesmal: An die Märchenerzählerin, und bekam auch jedesmal eine Antwort, nur jedesmal zu spät. Vorgestern wollte ich Sie hören, wurde aber abgehalten."

„Oh, ich danke Ihnen vielmals für die Rosen", sagte nun Jo. „Ich habe mich so darüber gefreut."

„Sie glaubten aber, sie seien von Herrn Ulrich", sagte Pfarrer Koller.

„Das ist wahr. Aber ich dachte: Die Rosen kommen vom Wanderer, und habe recht behalten. Von dem Herrm Zumbrunn, wie er mir auf der Straße erschienen ist. Ich bin froh, daß ich nun weiß, daß der Mensch, von dem ich glaubte, es sei ein einziger, doppelt ist. So ist ja nun alles im reinen." Wiederum lachten die Herren. „Es war mir ein Rätsel, und Rätsel habe ich immer lösen müssen, eher hatte ich keine Ruhe. Jetzt sind Sie aber der Wanderer, und Herr Ulrich ist der Fabrikant."

„Ich bin auch Fabrikant. Wir betreiben die Fabrik gemeinsam."

„Ich stelle mir die Sachen immer anders vor, als sie sind", sagte Jorinde nachdenklich. „Ein Cello und ein Fabrikant, geht denn das zusammen? Ich sei romantisch, sagt der Aelteste."

„Es geht. Sie werden sehen. Ich bin auf alle Fälle froh, daß ich Sie wieder gefunden habe. Unser Gang auf der Landstraße war wie ein Lied, von dem man nur den ersten Vers gesungen und kennt..." Anna-Maria kam, klatschte in die Hände und bat zu Tisch. Andreas wurde freundlich gebeten, mitzuhalten.

Fortsetzung folgt.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

1. Kapitel

Es war am 24. April, zwölf Minuten vor elf. Tag und Stunde haben sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingeprägt. In jenem Augenblick begann eine lange Reihe von merkwürdigen Geschehnissen, die mich wie ein toller Wirbel erfaßten und in unvorhergesehene Abenteuer stürzten.

Ich heiße Eberhard Weindal. Noch vor zwei Jahren war ich ein berühmter Artist. Ich bin in den größten Zirkussen und Varietés der Welt aufgetreten, und man zahlte mir außerordentliche Gagen. Schon als Knabe verblüffte ich meine Erzieher und meine Kameraden durch meine Schießkunst.

Das Ende des Krieges fand mich an der Front. Ich kehrte heim und versuchte mich in mannigfachen Berufen. Mit viel Ausdauer und wenig Glück. Mein letzter Chef war mein ehemaliger Kompagniekommandant. Als er sich gezwungen sah, mich zu entlassen, meinte er: „Weindal, Sie können eben nur schießen!"

Seine Abschiedsworte wurden mir zum Wegweiser. Unter dem verrückten Namen: Buffalo Bellini begann ich meine Laufbahn als Kunstschütze in einem kleinen Wanderzirkus. Hier entdeckte mich eines Tages ein geschäftstüchtiger Varietéagent.

Nun rissen die Direktoren sich nach mir. Ich bereiste ungefähr achtmal die Erde. Vor zwei Jahren passierte mir, dem berühmten Kunstschützen, ein fast grotesker, doch in seiner Folge tragischer Unfall. Ich befand mich in Warschau und wurde von dem Grafen S., einem reichen Grundbesitzer, zur Treibjagd eingeladen. Durch eine Unvorsichtigkeit entlud sich meine Jagdflinte, und ich bekam die Schrotladung in meinen rechten Arm. Ein zunächst ziemlich banaler Unfall, der sich jedoch als äußerst folgenschwer herausstellte.

Vielleicht war es ein Kunstfehler des Dorfarztes, der mir erste Hilfe leistete, daß dieses Dutzend Schrotkörner meine Karriere vernichtete.

Ich wurde im Laufe von zwanzig Monaten elfmal operiert. Doch mein rechter Arm blieb steif. Und weil ein Unglück selten allein kommt, verlor ich während meiner Krankheit bei einem Bankkrach meine gesamten, sehr bedeutenden Ersparnisse.

Vor drei Tagen war ich nun aus dem Krankenhaus entlassen worden. Mein rechter Arm war „geheilt" — zum Schießen würde er sich allerdings nie wieder eignen. Mit der Linken aber konnte ich nur Durchschnittliches leisten.

Ich dachte: vielleicht kannst du durch langes und fleißiges Ueben diesen Mangel beheben.

Leider befand ich mich in einer nicht gerade glänzenden Lage. Wenn ich sehr sparsam lebte, konnte ich mich vielleicht noch einige Wochen über Wasser halten. — —

Dies waren meine Gedanken während ich an jenem 24. April am Kurfürstendamm vor einem Juwelierladen stand und die im Schaufenster ausgestellten Kostbarkeiten betrachtete. Ich besaß noch meine wertvolle Uhr, doch ich rechnete bereits mit dem Verkauf. Ich zog die schöne Golduhr aus der Tasche; sie zeigte zwölf Minuten vor elf.

In diesem Augenblick gewahrte ich eine fremde Dame. Sie stand plötzlich neben mir, und ihr reizvolles Antlitz widerspiegelte deutlich Ratlosigkeit und Verlegenheit.

Ich lüftete meinen Hut und fragte: „Kann ich Ihnen irgendwie dienlich sein?"

Leise, doch hastig kamen ihre Worte: „Blicken Sie bitte geradeaus, in der Richtung des Paares, das an der Ecke steht. Aber unauffällig, bitte..."

Ich tat wie befohlen.

Von uns ungefähr hundert Schritte entfernt standen ein Herr und eine Dame. Obschon ich ihre Unterhaltung nicht vernehmen konnte, sah ich, daß die beiden im Begriffe waren, sich zu verabschieden. Was mir sofort auffiel, war der außerordentliche Ernst ihrer Gesichter.

„Wundern Sie sich nicht über das Absonderliche meiner Bitte", hörte ich währendessen die Stimme meiner Unbekannten, „wenn die beiden sich trennen, folgen Sie bitte dem Manne. Ich muß unbedingt erfahren, wo der Mann wohnt..."

Jetzt gingen der Herr und die Dame auseinander. Mir war, als ob jener mich und die Unbekannte, mit einem raschen, verstohlenen Blick streifte.

„Bitte, tun Sie es!" flüsterte die Fremde jetzt.

Ihre Stimme klang beinahe flehend. Rasch öffnete sie ihre Handtasche, entnahm ihr einen Briefumschlag und steckte etwas hinein. Da ich den Herrn und die Dame im Auge behalten wollte, sah ich nicht, was es war. Die Unbekannte drückte mir in diesem Augenblick den Briefumschlag in die Hand. Er mußte ihre Adresse enthalten. Schon im nächsten Augenblick eilte sie der fremden Frau nach. Sie wendete sich noch einige Male kurz um. Wahrscheinlich, um sich zu vergewissern, ob ich dem Manne folgte.

Ich tat es.

Während ich hinter dem Unbekannten herschritt, fragte ich mich unwillkürlich, ob ich diesen sonderbaren Auftrag ausgeführt hätte, wenn der Auftraggeber nicht eine junge Dame von anziehendem Aeußern, wie es die Unbekannte war, gewesen wäre. Ich griff in die Tasche und holte den Briefumschlag hervor. Zu meiner großen Ueberraschung, ja Bestürzung, stellte ich fest, daß der schmale Umschlag einen Fünfhundertmarkschein enthielt. Sonst gar nichts.

Kein Wort, keine Silbe verriet, wo ich die schöne Unbekannte, die so leichtsinnig mit großen Summen umging, nach Erledigung des Auftrages antreffen konnte. Hastig wendete ich mich um, doch von der Fremden war keine Spur mehr zu entdecken.

Hatte es noch einen Sinn, dem Manne nachzugehen? Ich wollte es trotzdem tun. Es war nachher Aufgabe der Fremden, mich in der Millionenstadt zu finden.

Meine Gedanken über das Absonderliche des Falles hatten mich derart beschäftigt, daß ich den Verfolgten für einige Sekunden aus den Augen ließ. Als ich ihn wieder entdeckte, saß er bereits in einer Taxe. Ich blickte mich nach allen Seiten um, doch kein Mietauto war zu entdecken.

Ich bin ein Mann von raschen Entschlüssen. Schon winkte ich einem Privatwagen, der gerade vorüberfuhr. Der Chauffeur des Wagens war anscheinend ebenfalls von schnellem Entschluß:

„Zwanzig Mark, wenn Sie der Droschke folgen!" rief ich ihm zu.

Statt einer Antwort öffnete er wortlos den Wagenschlag. Während er Gas gab und ziemlich dicht an die Autotaxe heranfuhr, erzählte ich ihm mit wenigen Worten, daß ich ein Privatdetektiv sei, und dem Manne in der Taxe zu folgen hätte.

Nach kurzer Zeit schon fiel mir ein recht merkwürdiger Umstand auf: Noch eine andere Taxe fuhr ständig hinter dem von mir verfolgten Wagen her. Ich sah darin einen Herrn in einem auffallend hellen Mantel sitzen. Es stand außer Frage: Ich hatte einen Konkurrenten, der ebenfalls auf der Spur jenes Herrn in der Taxe war.

Der Chauffeur der ersten Taxe sah dies offenbar ebenfalls und wies mit einer Geste nach hinten, die bedeuten sollte, daß sein Wagen von einem anderen verfolgt würde. Plötzlich schien er zu stutzen. Gleich danach hielt der Wagen. Ich sah, wie der Chauffeur von seinem Sitz sprang und die Tür nach dem Wageninnern aufriß. Der Chauffeur griff nach seinem Arm und schüttelte ihn. Ich konnte alles deutlich verfolgen, denn das Verdeck war zurückgeschlagen.

Im selben Augenblick, da mein Wagen die Taxe erreichte, sank der unbekannte Fahrgast, steif wie eine Puppe, vom Sitz. Mit einem Sprung war ich aus dem Wagen und befand mich im nächsten Augenblick bei der Taxe.

Ein einziger Blick genügte mir, zu sehen, daß in dem Fahrgast kein Leben mehr war. Plötzlich entsann ich mich, daß mir bereits aufgefallen war, wie steif und regungslos der Unbekannte in der Wagenecke lehnte.

Es bestand kein Zweifel: Die Autodroschke war die ganze Zeit mit einem Toten als Fahrgast umhergefahren.

2. Kapitel.

Mit Hilfe des Taxichauffeurs richtete ich den Toten auf. Von nahe betrachtet, schien der Mann bedeutend älter. Ich hatte ihn zunächst für einen Vierziger gehalten. Jetzt sah ich meinen Irrtum ein. Der Mann hatte die Fünfzig bestimmt schon überschritten. Ich knöpfte sein elegantes Jackett auf und legte mein Ohr an seine linke Brust.

Aber der Mann war tot.

Ich gab dem kopflosen Taxilenker die Weisung, zur nächsten Unfallstelle zu fahren, obschon ich überzeugt war, daß seinem Fahrgast keine ärztliche Kunst der Welt helfen konnte. Den Wagen umringten bereits ein Dutzend Menschen. Flüchtig gewahrte ich unter ihnen den Herrn im auffallend hellen Paletot. Doch als die Taxe, deren Verdeck der Chauffeur eilig hochgeklappt hatte, davonfuhr, konnte ich von dem Unbekannten keine Spur mehr entdecken.

Erst jetzt entsann ich mich meines Wagenlenkers.

Er hatte seinen Platz hinter dem Steuerrad der Limousine nicht verlassen. Ich sah, er saß wie auf Kohlen. Ich griff in die Tasche und zog meine Hand wieder leer heraus.

Ich pflegte mein Geld in der rechten äußern Jackentasche zu tragen. Nun hatte ich aber an diesem Morgen den Anzug gewechselt und dabei vergessen, die Taschen zu leeren. Ich hatte, außer dem von der unbekannten Dame erhaltenen Fünfhunderter, keinen Pfennig bei mir. Der Wagenlenker musterte mich bereits mißtrauisch. „Sie müssen mich in meine Wohnung begleiten, es ist nur ein kurzer Weg", sagte ich und nannte ihm meine Adresse. Nach weniger als fünf Minuten hielten wir vor dem Hause, in dem ich seit drei Tagen ein möbliertes Zimmer besaß. Der Chauffeur wartete gar nicht meine Aufforderung ab,

sondern stieg ebenfalls aus dem Wagen. Wahrscheinlich befürchtete er, ich könnte durch irgendeinen Nebenausgang heimlich verschwinden.

Er begleitete mich bis in mein Zimmer. Erst als er die versprochene Belohnung in der Hand hielt, wich der mißtrauische Zug aus seinem Gesicht. Er hob die Hand grüßend an seine Mütze und verschwand.

Kaum war ich allein, entnahm ich meiner Tasche den Fünfhundertmarkschein. Nach kurzem Ueberlegen verwahrte ich ihn in einem Gedichtband von Mörike, den ich zu den paar armseligen Büchern auf das schmale Bücherbrett zurücklegte.

Bereits in der Abendzeitung fand ich eine Notiz über den geheimnisvollen Tod des Fahrgastes der Autotaxe.

Obschon nur einige Zeilen darüber berichteten, handelte es sich zweifellos um einen merkwürdigen Fall. Man hatte bei dem Toten große Werte gefunden — einen Beutel mit herrlichen, ungefaßten Edelsteinen und eine bedeutende Geldsumme — aber nicht den geringsten Ausweis!

Der Tod des Unbekannten wurde auf einen Herzschlag zurückgeführt.

Am andern Vormittag ging ich früh von zu Hause weg und promenierte an den großen Berliner Hotels entlang. Ich hoffte, vielleicht die schöne Unbekannte wiederzutreffen und wollte ihr von meiner seltsamen Beobachtung berichten. Außerdem wollte ich ihr das Geld zurückgeben.

Als ich mittags — wie vorauszusehen war — nach vergeblichem Suchen heimkehrte, empfing mich meine Wirtin mit der Nachricht, daß während meiner Abwesenheit eine Dame mich besucht hätte. Sie vermochte mir das Aussehen meiner Besucherin — die übrigens versprochen hatte, wiederzukommen — nur sehr ungenau zu beschreiben. Ich war überzeugt, daß es nur meine unbekannte Auftraggeberin sein konnte. Wie sie es zustande brachte, meinen Namen und meine Adresse zu erfahren, blieb mir ein Rätsel.

Ich blieb zu Hause und wartete ungeduldig auf das Erscheinen der Unbekannten.

Als ich in den Abendstunden das Schellen der Flurklingel und gleich danach eine Frauenstimme, die nach mir fragte, vernahm, ging mein Herz, ich weiß nicht warum, schneller. Meine Stimme klang etwas heiser, als ich auf das Klopfen an meine Zimmertür „Herein!" rief.

„Eberhard!"

Marianne Almers kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu. Dann stutzte sie; sie sah deutlich meine Enttäuschung.

„Du hast jemand anders erwartet. Hoffentlich störe ich nicht ...?"

„Du störst mich nie, Marianne! Bitte, lege ab und nimm Platz."

„Während ich ihr aus dem Mantel half, streifte Marianne Almers mit einem raschen Blick die bescheidene Einrichtung meines Zimmers, die fleckigen Tapeten und den abgenützten Teppich.

Ich erriet ihre Gedanken und sagte, unnötig verlegen: „Ist ja nicht gerade ein Fürstenappartement, aber ich bin hier gut aufgehoben. Wie hast du übrigens meine Adresse erfahren?"

„Der Agent Manzoni gab sie mir. Ich dachte, Du wärest noch im Krankenhaus. Ich bin gestern nachmittag dort gewesen. Als ich erfuhr, daß Du bereits vor mehreren Tagen entlassen wurdest, rief ich Manzoni an; er wußte Deine genaue Adresse."

„Ich bin vorgestern bei ihm gewesen."

„Wann beginnst Du mit der Arbeit? Ist Dein Arm in Ordnung?"

„Ja, ich kann bereits wieder ein Messer in der Hand halten und ohne fremde Hilfe meine Schuhe schnüren", sagte ich bitter.

„Eberhard ..."

Sie hatte etwas ungestüm meine Hand ergriffen. Ich verzog kaum merklich das Gesicht.

„Habe ich Dir wehe getan?" rief sie erschrocken. Ihre Hand fuhr streichelnd über meinen kranken Arm.

Zwischen der Schulreiterin Marianne Almers und mir bestand eine alte Freundschaft. Ich glaubte, Marianne liebte mich. Ich war mir damals über meine Gefühle ihr gegenüber nicht im klaren. Wir sahen uns manchmal viele Monate nicht. Wir schrieben uns dann kurze unsentimentale Briefe, zwischen den Zeilen aber schwang ein vertraulicher, kameradschaftlicher Ton, der dem Empfänger das sichere Gefühl gab, jemand zu besitzen, der an seinem Leid und an seinen Freuden einen ungeheuchelten, von innen kommenden Anteil nahm. Das war viel.

Einmal, ich trat gerade in Buenos Aires auf, erreichte mich die Nachricht, daß Marianne Almers einen kaukasischen Prinzen, der mit einer großen Tanzgruppe in Varietés auftrat, geheiratet hätte.

Ich war überrascht und auch ein wenig enttäuscht, denn sie hatte mir in ihrem letzten Schreiben kein Sterbenswörtchen von der Absicht, sich zu vermählen, erwähnt. Ich kabelte ihr meine Glückwünsche.

Schon am nächsten Tage kam die funkentelegrafische Antwort: „wer hat dir diesen bären aufgebunden stop wenn jemals heirate dann nur dich stop marianne." Natürlich war das nur ein Scherz. Aber so war Marianne.

Ich erfuhr jetzt von Marianne, daß sie ihr Gastspiel in England einige Tage vor Monatsende hatte beenden können, da der Zirkus, in dem sie auftrat, sich nach Uebersee einschiffte.

Marianne war eine der bestgewachsenen Frauen, die ich jemals gesehen habe. Berühmte Maler hatten sie im Reiterkostüm porträtiert. „Amazone im Sattel", „Schulreiterin" und „Zirkusreiterin" hießen drei bekannte Bilder von ihr, die jetzt in Museen hingen.

War Marianne Almers schön? Für den landläufigen Geschmack bestimmt nicht. Auf Lichtbildern sah ihr Gesicht fast streng aus. Auf einigen der von ihr gemalten Portraits aber wirkte sie fascinierend, dabei hatten die Künstler ihr nicht einmal geschmeichelt. Der Clown Pori, ein verwachsener kluger Mann und genialer Artist, hatte zu Marianne einmal gesagt: „Marianne, Du bist von einer wunderbaren Herbheit."

Obschon Marianne hohe Gagen erhielt, befand sie sich ständig in Geldschwierigkeiten.

Nicht, als ob sie besonders leichtsinnig gewesen wäre. Sie wurde aber direkt verschwenderisch, wenn es um ihre geliebten Tiere, um ihre Nummer, ging. Nichts konnte ihr für die Ausstattung teuer genug sein, und außer einigen Stalleuten begleitete sie ständig ein Tierarzt.

Es kam auch vor, obschon sie mit Gagenangeboten überhäuft wurde, daß sie plötzlich ein oder zwei Monate mit der Arbeit aussetzte und sich mit ihrem Stab von Begleitern und ihren Pferden auf das kleine ostpreußische Gut zurückzog, das sie von ihrem Großvater samt den darauf lastenden Schulden geerbt hatte. „Nicht nur Menschen, auch Tiere brauchen Ferien", sagte sie.

So war Marianne Almers.

Jetzt saß sie mit gekreuzten Beinen, eine Zigarette zwischen den Fingern, in einem tiefen Ledersessel, dem Prunkstück meines Zimmers, und blickte der steil aufsteigenden Rauchfahne der Zigarette nach. Ich hatte die große Tischlampe eingeschaltet, deren matter gelblicher Schein auf ihre statuenhafte, wundervolle Gestalt fiel.

„Ich möchte ein Maler sein, Marianne", sagte ich.

Sie verstand mich, doch ging sie auf das Thema nicht ein. Ich erriet, daß sie irgendein Gedanke beschäftigte, der mit meiner Person zusammenhing.

„Weißt Du, mit welcher Idee ich mich befasse?" begann sie unvermittelt. „Ich will eine kleine Reitergruppe zusammenstellen — nicht Cowboys, das war schon zu oft da — etwas Originelleres, eigentlich soll die Gruppe nur als Staffage für einen Solisten dienen. Ich dachte an einen Kunstschützen ..."

Ich war felsenfest überzeugt, daß die Idee Marianne erst in diesem Augenblick gekommen war. Sie wollte mir helfen.

„Auf mich kannst Du nicht rechnen", sagte ich, mit Absicht trocken.

Fortsetzung folgt.